

Mandalay - Bagan

Reise auf dem Irrawaddy

Es ist gegen fünf Uhr, als ich das ›Classic‹-Hotel verlasse. Der Trishawfahrer¹ wartet schon. Sein mobiles Transportunternehmen besteht aus einem betagten Fahrrad - höchstwahrscheinlich chinesischer Herkunft -, an das eine klapprige Fahrgastzelle angeschweißt ist. Das ganze Ensemble bildet eine Art Dreirad, das irgendwie x-beinig aussieht, aber seinen Dienst gleichwohl zuverlässig verrichten wird. Das jedenfalls signalisiert mir der optimistische, aufmunternde Blick des Fahrers.

In Mandalay² sind zwei Typen von Trishaws im Verkehr. Für einen und für zwei Passagiere. Im ersten Falle läßt sich ein kleiner, wackeliger Sitz dergestalt aufklappen, daß der Fahrgast in Fahrtrichtung sitzend transportiert wird. Doppeltrishaws zeichnen sich hingegen dadurch aus, daß der irgendwie rätselhafte Klappmechanismus zwei winzige Sitze entstehen läßt, wobei der eine Passagier nach vorne, der andere rückwärtsgewandt, - gleich einem K&K-Doppeladler Rücken an Rücken sitzend - befördert werden können.

Ich lade meinen schweren Rucksack auf den hinteren und schwinde mich selbst in den vorwärtsgerichteten Sitz. »Schmerz laß' nach!« Obgleich ich weder ein Hüne von Gestalt noch übermäßig fettleibig bin, klemme ich mit meinen Hüftknochen in dem engen, für asiatische Figuren ausgelegten Sitz, regelrecht fest. Da sich die Fahrgastzelle bauartbedingt als unnachgiebig erweist, wird der Trip kaum ohne blaue Flecken abgehen.

Trishawfahrer erweisen sich, zumal wenn sie des Englischen einigermaßen mächtig sind, als ziemlich gesprächig, wobei die Fragen nach dem Herkunftsland, Alter, Namen, Familienstand, sowie gegebenenfalls Kinderzahl nach Alter und Geschlecht aufgesplittet gleichsam den Tatbestand der Standardkonversation erfüllen. Weniger als zwei Kinder sind bei Verheirateten begründungspflichtig, da es in Myanmar³ kaum unter vier Nachkommen abgeht.

Heute ist das anders. Zu so früher Stunde begnügt sich mein Driver mit meiner Nationalität. Seine Aussichten sind kaum rosiger als meine beklemmende Lage. Meinen Rucksack eingerechnet hat der Fahrer bestimmt das Doppelte seines Körpergewichtes an Fracht geladen. Dazu das sicherlich ohnehin schwergängige Gefährt. Ein

wenig beneidenswerter Job, dessen jahrelange Ausübung den Fahrer noch hagerer aussehen lassen als einen Durchschnittsburmesen. Seine Haut ist von der Sonne geerbt, jede Faser seines Körpers spiegelt die harte körperliche Anstrengung, die ihm sein Beruf oft bis an die Grenzen der Belastbarkeit abnötigt, wider. In seinem Gesicht glaube ich den unerbittlichen Zyklus von Hitzeperiode, Regenzeit und heißem, trockenem ›Winter‹ wiederzuerkennen. Er wirkt wie fünfundvierzig. Vielleicht sollte man sein Alter realistischerweise auf dreißig bis fünfunddreißig schätzen? Irgendwie scheint das Klima in Asien tatsächlich den Kreislauf der Dinge zu beschleunigen: Schnelles Entstehen, Wachsen, Reifen, Welken und Vergehen. Vielleicht ist es nur konsequent, daß die genuin asiatischen Religionen den ewigen Kreislauf der Geburten und Wiedergeburten ins Zentrum ihrer Philosophie gestellt haben. Die Gewichte von Natur, Menschsein, Materie und Zeit sind hier anders verteilt als im Westen. Eine Totenfeier fällt mir ein, der ich in Yangon⁴ zufällig beiwohnen konnte: Kein Drama, keine Hysterie, keine Trennung für die Ewigkeit, allenfalls Traurigkeit herrschte vor - und außerhalb des Tempels dröhnte unerbittlich der Verkehr. Der Kreislauf der Dinge normalisiert alles, den Eintritt in den Kreislauf der Wiedergeburten eingeschlossen. Daß unter diesen Vorzeichen die buddhistische Idee der Individualität so ganz anders gestrickt ist als ihr okzidentales Pendant, scheint mir nur folgerichtig: Hüben extramundan, weltentrückt, den materiellen Genüssen entsagend, drüben im Westen innerweltlich, selbstbezogen und durchaus materialistisch auf Selbstverwirklichung bedacht. Doch Buddhismus, Meditation und Weltentsagung allein können weder den Magen füllen, noch eine Familie ernähren. So fließt in dem ›Zwetschgenmännchen‹ von Trishawfahrer auf ganz praktische Weise das dialektische Spiel von Idealismus und materieller Notwendigkeit zusammen.

Ich frage nach dem Preis. »Twohundred Kyat⁵« - eine Mark. Das entspricht deutlich mehr als dem durchschnittlichen Tagessalär eines birmanischen Arbeiters oder Angestellten. Eigentlich viel zu viel, fünfzig, vielleicht hundert Kyat wäre ein angemessener Preis gewesen, doch ich verzichte darauf, zu handeln. Irgendwie wär's schäbig. Es ist hartes, sauer verdientes Geld und der Statusunterschied ist himmelweit. Hier der zwar etwas eingezwängt, aber doch komfortabel mit Dollar gepolsterte Europäer, dort der ums Überleben kämpfende birmanische Kleintransportunternehmer. Ein wirklich eklatanter Unterschied, den zu rechtfertigen mich in arge Schwierigkeiten bringen würde. Ich akzeptiere den genannten Preis, und die ›Tretmühle‹ setzt sich alsbald in Bewegung.

Die »Gawwein Ferry Chetty« liegt am westlichen Ende der 35. Straße. Das Classic-Hotel befindet sich 23. Ecke 83. Insgesamt sind 12 Blöcke in südlicher und etwa genausoviele in westlicher Richtung zurückzulegen. Bei einer Blocklänge von rund 200 Metern errechnet sich die Fahrstrecke zu knapp fünf Kilometern.

Die Stadt ist noch wie ausgestorben. Nur ein paar dunkle, von Müdigkeit

gebeugte Figuren huschen durch die Nacht. Noch nicht einmal die abgemagerten rühdigen Straßenköter treten auf den Plan. Nur das Dröhnen der dieselgetriebenen Generatoren und die Schwaden ihrer Abgase erfüllen die Stadt. Zwischen Sonnenuntergang und -aufgang ist Mandalay ein Alptraum. Eine Millionenmetropole ohne Strom, ohne Licht. Dabei gibt es in den an der 26. Straße gelegenen Geschäften weiß Gott alles Erdenkliche an Elektrogeräten zu kaufen: Fernsehgeräte, Klimaanlage, Kühlschränke und Tiefkühltruhen aller Größenordnungen werden dem kaufwilligen und zahlungskräftigen Publikum in veritabler Vielfalt angeboten. Auch mangelt es keineswegs an elektrischer Infrastruktur: Vom Umspannwerk über Fernleitungen bis zur properen Elektroinstallation im Haus ist alles vorhanden, was die Stromschlucker für ihren Betrieb benötigen. Nur Strom wird eben keiner erzeugt oder doch nur tagsüber für wenige Stunden im Monat. Für den Reisenden bedeutet das freilich mehr als nur den Verlust an Orientierung. Die Hotelzimmer sind heiß und bei der Ernährung ist größte Vorsicht angebracht, schließlich ist so gut wie nichts gekühlt. Unter den hohen Bürgersteigen laufen Abwasserkanäle und gar manche Deckplatte ist geborsten oder so brüchig, daß jederzeit Einsturzgefahr droht. Der Straßenverkehr ist stark. Kaum eines der Fahrzeuge ist ordentlich beleuchtet - für den Fußgänger schwer kalkulierbare Gefahren ...

In der Dunkelheit, die allenfalls von ein paar halbblinden Autoscheinwerfern oder dem bißchen, durch privat organisierte, dieselbetriebene Generatoren erzeugtes Licht durchbrochen wird, fällt mir als Ortsunkundigen die Orientierung schwer. Daran vermag auch das von den Engländern während der Kolonialzeit angelegte schachbrettartige Straßennmuster nichts zu ändern - im Gegenteil. »Nachts sind alle Katzen grau« - jeder Straßenzug ähnelt dem nächsten auf verblüffende Weise. Straßenschilder, wenn überhaupt vorhanden, erweisen sich zumeist als so verblaßt, daß ihnen zumal in der Finsternis keine der Orientierung dienliche Information abgerungen werden kann.

Die Fahrt führt uns am »Zegyo-Markt«⁶ vorbei, wo sich erstes Leben regt. Einige Frauen haben Tücher zu einem Kranz gewunden und auf den Kopf gelegt. Darauf jonglieren sie kunstvoll mächtige silbern glänzende Töpfe, Schalen und Tablett, auf denen sie Waren zu Markte tragen. Die Männer schleppen sich mit ungeheuer schweren einachsigen Pritschenwagen ab, die mit Säcken beladen sind. Die Nacht ist kühl, und für die Deckspassage habe ich mir langärmelige Kleidung angelegt. Kein Luxus.

Die letzten zwei Kilometer neigt sich die Straße dem Irrawaddy⁷ zu, was die Fahrt beschleunigt. Am Ende der 35. herrscht reges Treiben. Vor dem schaurig neonbeleuchteten Schiff haben sich vielleicht vier Dutzend Menschen eingefunden. Lautes Stimmengewirr dringt uns entgegen. Das Trishaw hält an, ich lade mich und den Rucksack ab, zahle und begeben mich in das Gewirr. Zwischenzeitlich ist es halb

sechs. Noch immer ist es stockfinster. Von Dämmerung keine Spur. Quai und Fährschiff verbinden drei lange, notdürftig zusammengenagelte Bretter, vor denen auf der Straße zugewandten Seite ein knappes Dutzend birmanischer Frauen im Spalier kauern und auf großen runden Metalltablets allerlei Eßbares zum Frühstück anbieten.

Ich verspüre keinen Hunger. Zum einen, weil's mir zu früh ist. Zum anderen habe ich gestern Abend im »Kain Aung«⁸ beim Chinesen in der 29. fürstlich gespeist. Woran man ein gutes Restaurant mit einwandfreiem Essen in der Fremde erkennt? Im Grunde gibt es nur ein paar ganz simple Entscheidungsregeln zu befolgen. Voll muß es sein, richtig proppenvoll, das spricht für Qualität und frische Ware. Wenn man unter den Gästen Gesichter ausmachen kann, die tags zuvor auch schon da waren - umso besser! Wirt und Kellner sollten gesund und wohlgenährt aussehen und sauber gekleidet sein. Ein weiteres Plus kann verzeichnet werden, wenn es in Richtung der Küche heftig brutzelt, dampft und qualmt: Wirklich heißes, durchgebratenes, -gegrilltes oder -gegartes Essen kann auch dem »unerfahrenen« Magen kaum schaden. Da das Etablissement alle Gütekriterien erfüllt, trete ich zuversichtlich ein. Ein wohlbeleibter, Cheroot⁹ rauchender Chinese, der direkt am Eingang etwas erhoben auf einem kleinen Podest hinter einem Tresen, auf dem sich allerlei Papier auftürmt, sitzt, begrüßt mich laut und überschwenglich. Er weist mir einen Stuhl an dem Tisch zu, der seinem Thron am nächsten gelegen ist: Chefsache! Von einer imposanten Rauchwolke begleitet unterbreitet er mir die Speisekarte. Die Gerichte sind in birmanisch, einer dem Sanskrit entlehnten Rundschrift, sowie chinesisch und in »gebrochenem« Englisch aufgelistet. Preise sind nicht enthalten. Egal. Ich entscheide mich für »roasted fuck« und hoffe inständig, es möge sich nur um einen aberwitzigen Rechtschreibefehler handeln. Dazu »assorted vegetables«, »plain rice«, ein Glas frisch gepreßten Orangensaft sowie die obligatorische Flasche Trinkwasser - Leitungswasser ist selbst für eingeborene Mägen unbekömmlich. Zwar wird unweit das durchaus trinkbare »Mandalay Lager« gebraut und in Mammutgebinden zu 680 ml angeboten, angesichts der großen Hitze scheint mir Wasser jedoch bekömmlicher als Alkohol. Mein Chinese spricht vorzügliches Englisch. Bei »roasted duck« durchzuckt ein Strahlen sein Gesicht und eine gewaltige Kugelwolke verläßt den Mundwinkel: »Sixhundred Kyat« raunt er mir vielsagend zu. Das Teuerste und Edelste, was sein veritables »menu« verspricht. Für einen Myanmaren beinahe ein ganzer Wochenlohn, mein Reisebudget wird die drei Märker aber wohl verkraften und so bekräftige ich - sehr zu seiner Freude - meine Bestellung. Da ich gewöhnlich auf ein Mittagessen verzichte und das im Hotel angebotene Frühstück eher schwächling ausfällt, plagt mich abends regelmäßig heftiger Kohldampf.

Unvermittelt setzt lautes Getöse ein. Über die Köpfe der Gäste hinweg brüllt der Wirt meine Bestellung in Richtung Küche. Sofort schießen zwei der zahlreichen Bediensteten heraus. Ein birmanischer Jüngling serviert mir mit einem tiefen Bück-

ling, der devote Untergebenheit ausdrückt, das Wasser, eine junge Frau setzt unterdessen am gegenüberliegenden Ende des Speisesaals die Saftpresse in Gang.

Die Unterwürfigkeit von Dienstpersonal ist mir hierzulande schon des öfteren aufgefallen. Freundlich und zuvorkommend ist man auch andernorts in Asien, aber diese Art der Unterwürfigkeit scheint mir wirklich einmalig. Gewiß mag der Theravada-Buddhismus einem solchen Verhalten förderlich sein, doch weit würde eine solche These nicht tragen. Denn dann müßte Vergleichbares beispielsweise auch im benachbarten Laos oder in Sri-Lanka beobachtbar sein. Ist es aber nicht. Aus demselben Grund erscheint es mir nicht stichhaltig, dies dem eklatanten Statusgefälle zuzuschreiben. Sind es Spuren, die das kollektive historische Trauma des britischen Imperialismus hinterlassen hat? Schließlich ist Burma länger als jedes andere Land Kolonie gewesen. Orwells brillianter Roman »Tage in Burma« scheint diese Vermutung zu stützen. Die lange andauernde Knechtung der Bevölkerung und die keineswegs unübliche Verleumdung der Einheimischen als »Nigger« könnten hierbei eine Rolle gespielt haben, zumal sich gegen die Kolonialmacht so gut wie kein Nationalismus als Gegengewicht herausgebildet hat, und die Briten schließlich von den Japanern aus Burma vertrieben wurden.

Ich kann Unterwürfigkeit nicht ausstehen. Selbstdemütigung ist undemokratisch und außerdem geeignet, ihre Adressaten zu kompromittieren - jedenfalls solche, an denen das ausgehende, aufgeklärte 20. Jahrhundert nicht spurlos vorbeigegangen ist.

Der frisch gepreßte Orangensaft ist vorzüglich. Er läßt mich meine kleine Verstimmung vergessen. Minuten später rollt die Ente an. Das Tier ist eine Wucht! Außen knusprig in einer köstlich duftenden Marinade geröstet, innen saftig gebraten liegt das Ungetüm scheibenweise tranchiert und von den Knochen ausgelöst vor mir. Im Grunde ist es eine ganze Familienportion, zu der sich auch noch ein turmhoher Berg knackig-frischen Gemüses gesellt, das in Oyster-Sauce gebrutzelt wurde. Wirklich erstaunlich, in welchem Böschungswinkel man gebratenes Gemüse aufschichten kann! Schließlich wird mir noch ein Riesentopf mit gedünstetem Reis aufgetischt, aus dem ich mich nach Belieben selbst bedienen kann. Das Schmausen kann beginnen!

Währenddessen kommandiert der Chef des Etablissements von seinem Thron lautstark sein Personal herum - eine Regentschaft im klassischen Sinn. Besondere Lust befällt ihn beim Kassieren. Einer Dampflokomotive gleich pafft er wahre Rauchwolken von sich und streicht mit breitem Grinsen die Scheine ein. Erotik des Geldes: Mit jedem 500 Kyat Schein scheint sich in seinem Kopf ein kleiner Orgasmus abzuspielen, wie anders wäre sein verzücktes Rollen seiner Augen sonst vorstellbar?

Der Unterschied seines Verhaltens zur birmanischen Bevölkerung ist augenfällig. Hier die selbstgefällige, bräsige Lust an Macht, Geld und Erfolg, gepaart mit allen habituellen Merkmalen der Herrschaftsausübung, dort die äußerste Zurückhaltung,

Sparsamkeit, Bescheidenheit, wenn nicht Unterwürfigkeit jener kleinen, zerbrechlich wirkenden, jederzeit um Gesichtswahrung bemühten Myanmaren. Diese Beobachtung ist gewiß kein Einzelfall. Man begegnet diesem ›chinesischen Syndrom‹ in Indonesien ebenso wie in Malaysia, Thailand, Singapur oder eben hier in Burma. Überall bilden die Exilchinesen eine Art Geldadel. Management, Geschäfte aller Art und Handel womit auch immer, scheinen fest in ihrer Hand. Kulturell sind sie hier wie dort verhaßt und zwar wohl nicht nur wegen ihres offen dargestellten wirtschaftlichen Erfolges, sondern auch, weil sie in ihrem alltäglichen Verhalten mit allen in südostasiatischen Ländern geltenden kulturellen Regeln brechen und die Toleranz der einheimischen Bevölkerung unter Dauerstreß stellen. Laute Rede im Befehlston, auftrumpfende Gebärden, wildes, herrisches Gestikulieren, all dieses ist dem Südasiaten verpönt. Hatte ich es nicht erst vor wenigen Tagen am Flughafen erlebt, wo sich beim Besteigen der Maschine eine Schlange an der Gangway gebildet hatte - flugs waren vier Chinesen zur Stelle, schoben die in erster Reihe wartenden Einheimischen mit sanftem Druck zur Seite und schon waren sie in der Maschine, wo sie mangels numerierter Sitze die besten Plätze okkupierten. Natürlich wissen sie aus langjähriger Erfahrung, welchen Stellenwert Toleranz und Contenance hierzulande besitzen - niemals würden ihre Übergriffe unter normalen Bedingungen Proteste oder gar Widerstände hervorrufen. Welches Ausmaß an Ingrimm tatsächlich gegen die chinesische Oberschicht unter der glatten Oberfläche der zur Schau gestellten Gleichmütigkeit herrscht, konnte unlängst bei den Pogromen im indonesischen Jakarta beobachtet werden. Dort hatte man die Exilchinesen auch für den wirtschaftlichen Verfall verantwortlich gemacht und in einer Art Ausnahmezustand der Lynchjustiz anheimgestellt - nicht wenige haben es mit dem Leben bezahlen müssen. Es mag aber durchaus zutreffen, daß im Buddhismus noch weitaus wirksamere Hemmschwellen wirken als im islamischen Java.

Der Zufall will es, daß ich meinen ›Entenwirt‹ bei einem meiner Rundgänge in einem chinesischen Tempel antreffe, als er gerade verschwenderisch in einen randvollen Öltank, in dem eine stark rußende rote Kerze schwimmt, eine weitere Flasche Speiseöl kippt, deren Inhalt sich sogleich in ein dafür gedachtes Überlaufbecken ergießt. Mit der anderen großen, fleischigen Hand hält er vielleicht vierzig oder fünfzig qualmende Räucherstäbchen umklammert, die er vor einem glatzköpfigen, stark pyknischen, breit grinsenden Buddha in einen dafür gedachten, mit feinem Sand gefüllten Opferstock rammt. Chinesische Tempel sind ein Ausbund der Opulenz. Noch kurz andächtig die Hände vorm Gesicht gefaltet, dann eine knappe Verneigung und schon bin ich an der Reihe. Ich lasse eine herzlich schmetternde Begrüßungsformel, begleitet von einem freundschaftlichen Schulterklopf über mich ergehen. Ich frage ihn geradewegs, ob er denn auch Buddhist sei - ja klar, dröhnt es zurück, allerdings nicht Hinayana, wird mir klargemacht. Sollte hier etwa die Erklärung dafür

zu suchen sein, was sich vor meinen Augen abspielt, was die einheimische und die chinesische Bevölkerung auf so augenfällige Weise unterscheidet?

Bei meinem nächsten Besuche in einem buddhistischen Kloster konfrontiere ich die in einem Kreis um mich und den Klostervorsteher herumsitzenden Mönche mit meiner Beobachtung. Das Ergebnis dieser Unterredung mag überraschen: Grob vereinfacht, verhält sich die landesübliche Form des ursprünglichen, ›südlichen‹ Theravada-Hinayana-Buddhismus zu der weit weniger strengen, dem Mahayana ähnlichen Variante, wie sie von Chinesen praktiziert wird, wie der klassische europäische Calvinismus oder Puritanismus zum Katholizismus, nur eben mit gegensätzlichen Folgen für das Arbeitsethos der Menschen. Der Theravada verlangt ein zum System gesteigertes Befolgen des achtfachen buddhistischen Pfades. Dem entspricht zwar keine Selbstkasteiung, aber doch, den weltlichen Gütern und Begierden weitgehend zu entsagen, strenge Meditation, Selbstentsagung und -verzicht, um im Kreislauf der Wiedergeburten eine höhere Stufe zu erreichen, ihn vielleicht sogar zu durchbrechen. Dies ist ureigenste Angelegenheit des Subjektes, bei der kein Angehöriger, kein Mönch, kein Boddhisattva¹⁰ helfen kann. Anders als in der europäischen Entsprechung des Calvinismus oder Puritanismus ist die auferlegte stark individualisierte Askese jedoch außerweltlicher Natur. Die Anhäufung von Reichtümern etwa zum Beweis von Gottes Gnade, gleich auf welche Art, läuft dem Theravada zuwider. Dem Karma¹¹ der Menschen ist sie allemal abträglich.

Anders die von Chinesen praktizierte, dem Mahayana ähnliche, weit weniger strenge Variante des ›nördlichen‹ Buddhismus: Dem Katholizismus gleich, kommt es hier nur auf die Gesamtbilanz guter und schlechter Taten im Leben an. Und: man kann und darf sich von Angehörigen, Mönchen oder Boddhisattvas helfen lassen, bei der Aufbesserung des Karmas und der Optimierung des Wiedereintrittes in den Kreislauf der Wiedergeburt. Die Konsequenz für das Wirtschaftshandeln der Menschen liegt auf der Hand: Scheffle Geld, mit welchen Mitteln auch immer, bringe es möglichst frühzeitig in Deinem Leben zu möglichst großem Reichtum, setze Dich alsbald zur Ruhe und Sorge Dich möglichst effizient um das in Mitleidenschaft gezogene Seelenheil: Spende Klöstern, baue Pagoden mit vielen kleinen Glöckchen daran, die der Wind bewegt - jedes Klingen ein Gebet - kaufe Tiere vom Schlachthof frei, opfere jede Woche ein paar Schock billiger Räucherstäbchen, kippe galonenweise Öl ins Feuer und versuche damit, die Bilanz Deines Karmas aufzupolieren. Ein System überbordender innerweltlicher Aktivitäten, geschäftigen Erwerbs- und Wirtschaftshandelns, aber auch Lebens- und Sinnesfreude wird durch diese Doktrin in Gang gesetzt. Der Verstoß gegen Anstandsregeln, guten Geschmack und religiöse Normen ist einfach auszugleichen und wird durch dieses innerweltlich-pragmatische Glaubenssystem gedeckt. Wie einstmals im katholischen Ablasshandel oder noch heute mit der Beichte ist doch alles mit ein paar geschickten Handgriffen wieder ins rechte Lot

zu bringen. Der deutlich erkennbare unterschiedliche Grad an Frömmigkeit zwischen der einheimischen Bevölkerung und der Exilchinesen spricht auch dafür, daß bei letzteren die religiösen Normen dem Prozeß einer starken Verweltlichung unterliegen und schon heute die sozialen Normen des Clans vielfach mehr zählen dürften als Vorschriften des Buddhismus. Dafür spricht auch, daß die von den Chinesen besuchten Tempel kaum Stätte individualisierten Betens, sondern vielmehr Begegnungstätten und Kommunikationszentren sind, in denen reges Treiben herrscht, gemeinsam gezecht und gefeiert, musikalischen oder Theateraufführungen beigewohnt und wichtige Dinge besprochen werden.

Ich schleiche mich an den auf der Erde kauern den Frauen vorbei, ohne eine ihrer Leckereien zu kaufen und balanciere mich über die schmale, provisorische Gangway auf das Schiff. Hier herrscht die reine Anomie: Aus einem unerfindlichen Grunde müssen alle Tickets umgetauscht und die Sitzplatznummern neu vergeben werden. Zu meiner Rechten wurde im Halbdunkel ein provisorischer Schalter aufgemacht, hinter dem ein kleiner, verschrumpelt und übernächtigt aussehender Beamter im schwachen Neonlicht das Chaos zu bändigen versucht. Weiße haben - warum auch immer - Vortritt. Meine Ticketfarbe wechselt von gelb auf blau, der Sitzplatz von B1 auf C2. In riesigen Listen mit mehrfachen Blaupausen wird nachgeblättert, durchgestrichen, neu eingetragen, kontrolliert, abgestempelt und doppelt handsigniert. Ein Hoch auf dieses Meisterwerk sozialistischer Bürokratie.

Schließlich werde ich in den Bauch des Schiffes geschoben. Dort hat sich bereits ein deutsch-japanischer Zwist um doppelt vergebene Pullmannsitze entfacht, dem das Schiffspersonal machtlos gegenübersteht. Halbwegs energisch ausgetragene zwischenmenschliche Auseinandersetzungen sind den jederzeit um Contenance und Gesichtswahrung bemühten Birmanen ein Alptraum. Als der deutsche Passagier den Streit durch Schaffung handfester Tatsachen für sich entscheidet und sich einfach samt Gepäck auf den umstrittenen Ledersitz wirft und jede weitere Diskussion durch den Kopfhörer seines Walkmans abschneidet, entfernt sich das Deckspersonal mit achselzuckendem Unverständnis, und der Herr aus Nippon sucht sich eine Alternative. Bei allem Aufruhr hatte nämlich keiner so recht bemerkt, daß das Schiff höchstens zu einem Fünftel gefüllt sein und freie Pullmänner im Überfluß vorhanden sein würden - auch solche mit erstklassigem Blick nach draußen. Der durch den völlig unsinnigen Verwaltungsaufwand im Vorraum des Schiffes ausgelöste Aufruhr der Massen ließ fälschlicherweise ein völlig überfülltes Boot erwarten.

Pünktlich um sechs Uhr geht es los. Das Brummen der Motoren verstärkt sich und die Unwucht der Schraube versetzt das ganze Gefährt samt Inventar in ein gleichmäßiges Vibrieren. Der schwülstigen Ausstattung der Innenräume zu schließen, muß das Herkunftsland des Dampfers China sein.

Draußen hat zwischenzeitlich die Morgendämmerung eingesetzt. Achtern

zeichnet sich allmählich Mandalay-Hill aus dem Dunkel der Stadt ab. Steuerbords tauchen die Pagoden von Sagaing aus dem Dunst des Irrawaddy auf. Wie ein Märchenfilm, der abläuft, wechseln sanfte, palmenbestandene Hügel mit weißen oder goldenen Pagoden und Stupas ab, dazwischen die herrlichen Villen der Reichen und Schönen. Wäre nicht das Dröhnen der Motoren, könnte man das silberne Klingen der vielen Hundert kleinen Glöckchen der Tempel hören, die der leichte, kalte Morgenwind bewegt.

Der Kälte zum Trotz stehe ich alleine auf dem Oberdeck, um dem Schauspiel besser folgen zu können. Dabei kommt mir die uralte Frage in den Sinn ›was ist Glück?‹ Einem Mantra ähnlich entzieht es sich der eindeutigen Klärung. Nur soviel scheint mir sicher. Um glücklich zu sein bedarf es Zeit, Freiheit und der inneren Einstellung zu seiner Wahrnehmung. Mag sein, daß Glück auch mit Schönheit, Harmonie und ästhetischer Empfindung einhergeht. Jedenfalls scheint es flüchtig wie ein Sonnenstrahl. Weder läßt es sich erzwingen noch konservieren oder auf Dauer stellen, darin liegt seine Dialektik: Immerwährendes Glück gerät in den unerbittlichen Sog der alltäglichen Mittelmäßigkeit. Solchermaßen normalisiert verlangt es nach der Steigerung der Dosis. Auch in dem Spannungsfeld von Materialismus und Idealismus läßt es sich schwer plazieren. Einerseits ist es kaum voraussetzungslos vorstellbar und doch reichen andererseits glückverheißende materielle Bedingungen oftmals nicht zu seiner Entstehung aus. Wie schnell verfliegt der Besitzerstolz? Von wie vielen, über Nacht zu Millionären gewordenen Menschen wird berichtet, der gewonnene Reichtum habe ihnen mehr Probleme als Freude beschert? Die Energie, mit denen die Protagonisten mancher Lebensstile in westlichen Fitnessstudios um den Erhalt körperlicher Form und Funktionen kämpfen, kann nicht über die Vergänglichkeit von Körperglück hinwegtäuschen: Gegen den unerbittlichen Zahn der Zeit kann es allenfalls Pyrrhus-Siege geben.

Kaum eine andere Philosophie scheint mir die Frage nach dem Lebensglück so intensiv zu durchdringen wie der Buddhismus. Er formuliert in unerschütterlicher Klarheit das ›Gesetz der Zeit‹: Alter, Krankheit und Tod gelten ihm als Kernbestand menschlichen Leidens, das darum umso heftiger in Erscheinung tritt, wenn es auf menschlichen Begierden und Leidenschaften beruht. Sein wichtigstes Anliegen es ist, die Menschen auf asketischem Weg von diesem Leiden zu befreien. Gleichzeitig kann nicht übersehen werden, daß viele andere sinnliche, nicht-asketische Glückserfahrungen lebbar und erfahrbar sind.

Die Silhouette von Sagaing und mein Sinnieren über das Glück führen mich zwei Tage zurück: In der Absicht, den kollossalen, von einem Erdbeben 1975 in der Mitte gespaltenen Palast von König Mindon¹² zu besuchen, stand ich sehr früh auf und nahm den Weg zum Hafen. Da die Ruinenstadt Mingun etwa zwölf Kilometer flußaufwärts am Mandalay abgelegenen Ufer des Irrawaddy gelegen ist, bedurfte es

in Ermangelung von Brücken gleichfalls einer Flußfahrt, um dorthin zu gelangen.

Das Boot war klein. Am Bug hatte es ein kleines offenes Deck, der hinten gelegene größere Teil war hingegen überdacht. In Anbetracht des knappen Kopfraumes unter dem Deck entschied ich mich für einen - freilich vom Morgentau feuchten und weniger sauberen - Sitzplatz im Freien. Das Boot mochte etwa vierzig Personen fassen und war bei meiner Ankunft bereits zur Hälfte gefüllt. Ich nahm im Schneidersitz Platz, um die Füße nach hinten auszustrecken. Füße gelten im asiatischen Verständnis als der schmutzigste Körperteil. Mit der Schuh- oder Fußsohle auf eine Person zu zeigen ist ein ziemlicher Affront. Also versteckt man sie am besten.

Ich mustere meine Mitreisenden. Fast alle sind in den Bauch des Bootes geklettert. Müde, friedlich-gelöste Gesichter. Da Samstag früh ist, freuen sich die meisten von ihnen auf zuhause oder einfach nur, der Großstadt für eine Weile den Rücken zu kehren. Ich mache da keine Ausnahme.

Mein Blick bleibt an einer jungen Frau hängen, die wenige Meter entfernt gleichfalls im Unterdeck Platz genommen hat. Sie mag vielleicht achtzehn bis zwanzig Jahre alt sein, hat ebenmäßige Gesichtszüge und wache Augen. Ihre Wangen sind hauchdünn mit einer Thanaka genannten hellen, goldbronzefarbenen Paste geschminkt, die sie mit einem kreisrunden Blatt aufgetragen haben muß, weil sich die Konturen und Adern der Pflanze noch deutlich abzeichnen. Nahezu alle Frauen schminken sich hierzulande in dieser Weise. Nie habe ich diesen Gesichtsschmuck aber graziler und kunstvoller angewandt gesehen. Ihr hüftlanges, tiefschwarzes Haar hat sie zu einem Zopf geflochten, der nach vorne in ein Pony übergeht. Sie trägt einen schneeweißen Strickpullover und einen kostbaren Longyi¹³. Das Ensemble von Person wird durch die landesüblichen Badelatschen abgerundet. Neben der präntiösen Kleidung lassen goldene Ohrringe und ein Armreif aus gleichem Material darauf schließen, daß sie aus wohlhabendem Hause stammt.

Anstandshalber weicht sie meinem Blick aus, um aber gleich zu prüfen, ob ihr mein Interesse noch immer gilt. Gilt es. Unsere Blicke treffen sich auf halbem Weg. Ich lächle, sie paßt erneut.

Das Boot ist unterdessen voll geworden. Vom Ufer aus wird die kleine wackelige, aus drei Bambusrohren notdürftig zusammengezimmerte Gangway entfernt. Nachdem ich meinen kleinen Flirt aufgegeben habe, ändere ich meine Sitzposition und richte den Blick in Fahrtrichtung aus. Der Irrawaddy liegt fast spiegelglatt vor uns. Mit bloßem Auge läßt sich kaum eine Strömung auf dem breiten Strom ausmachen. Nur ein paar unmotorisierte Fischerboote treiben uns langsam entgegen. Mit einem jähen Ruck löst sich das Boot aus dem Uferschlamm und legt ab. Ich zücke die Minolta, um das lebhaftere Hafentreiben festzuhalten. Dann werde ich von hinten leicht am Arm gezupft. Ticketcontrol denke ich, wende mich um und habe **ihr** freundliches, fragendes Gesicht unmittelbar vor mir. Besser als jede Ticketcontrol! Kyiu Kyiu

Aung¹⁴ ist Studentin für Mathematik und Computerwissenschaften an der Universität Mandalay. Ich habe hier viele ›Studenten‹ rumhängen sehen, die nur schwerlich mit meiner Vorstellung überdurchschnittlichen Wissens, besonderen Engagements und geistiger Kapazitäten in Einklang zu bringen waren. Bei Kyiu Kyiu Aung ist das anders. Flux hat sie eine College-Mappe zur Hand, die in sauberster Manier eine Fülle von Dreisatz- und Matrizenrechnungen enthält. Stolz zeigt sie mir, daß unter jede Aufgabe in roter Schrift vom Dozenten lobende Bemerkungen eingetragen wurden.

Gewiß hat Kyiu Kyiu Aung keine üblen Startbedingungen. Als hoher Regierungsbeamter ist ihr Vater gut bestallt. Neben einem vermutlich veritablen Salär fallen in Myanmar vor allem kleine ›presents¹⁵ genannte Bestechungsgelder ins Gewicht, ganz zu schweigen vom erleichterten Zugang zu privilegierten Positionen - wie zum Beispiel Studienplätzen für Angehörige. Doch in eine solche Familie hineingeboren zu sein, ist für Kyiu Kyiu Aung ein Schicksal, welches ihr vorzuwerfen unlauter wäre. Jedenfalls scheint sie das Beste draus machen zu wollen. Arbeiten braucht sie außerdem nicht, um sich Studium oder Lebensunterhalt zu verdienen. Daran vermag auch der Umstand nichts zu ändern, daß sie zwei Schwestern und einen Bruder hat - für birmanische Verhältnisse eine eher kleine Familie.

Hinter uns ertönt ein tiefes Grunzen, ein schrecklicher Ton, der allmählich höher wird, gerade so, als wolle ein Löwe seine Lunge ausspucken. Ich drehe mich um: Ein alter, ungepflegt wirkender Mann wendet sich außenbords, dann ergießt sich ein Schwall Blut in den Irrawaddy. Was den Anschein einer offenen TB erweckt, ist jedoch nur das allenthalben verbreitete Kauen der Betel-Nuß. Sie enthält eine psychisch stimulierende Substanz, außerdem wird an ihren zahnhygienischen Nutzen geglaubt. Mir scheint indeß eher das Gegenteil zuzutreffen. Erst bekommen Zähne und Zahnfleisch ein unappetitlich blutrotes Aussehen, doch schon bald folgen die Farben braun und schwarz. In diesem Stadium sind oftmals schon bei relativ jungen Männern - habe ich jemals eine Frau kauen gesehen? - bis auf eine oder zwei Ausnahmen alle Zähne ausgefallen.

Wir wenden uns angewidert ab. Nun bin ich gefragt, alles erdenkliche aus meinem Leben zu erzählen. Doch irgendwie ist das alles Schall und Rauch. Was wirklich zu sagen ist, erzählen auf viel einfachere Weise die Blicke.

Das Ende der sinnlichen Bootsfahrt naht. Mingun rückt näher, der sagenhafte Palast Mindons scheint in greifbarer Nähe. Das Boot legt an, wie steigen aus. Zum Abschied flüstert sie mir ins Ohr, wenn Vollmond sei - im Buddhismus seit jeher ein magisches Datum - solle ich zum Mond schauen, unsere Blicke träfen sich dort. Kyiu Kyiu Aung weist mir noch den Weg, dann trennen sich unsre Wege. Wir werden uns in diesem Leben nicht mehr wiedersehen.

Glück - dieses einmalige Zusammenspiel von äußerem Geschehnis und inne-

rem Empfinden, ist vergänglich - manchmal schon nach Minuten. Seit Menschengedenken widerstrebt es allen Versuchen seiner Institutionalisierung. Weder läßt es sich einfangen noch auf Dauer stellen, kontrollieren und verwalten - darin ist es seinem engen Verwandten, der Liebe, gleich. Lebenszufriedenheit freilich kann weit mehr bedeuten als die Menge biographisch aufgehäufter Glückserlebnisse: Unerschütterliches Vertrauen in sich selbst und andere, harmonische, sinn-erfüllte Freund- und Partnerschaften, Zufriedenheit im Berufsleben, das Wissen um erworbene Kompetenzen, die Verfügbarkeit von Ressourcen, wenn es gilt, der Unbill des Lebens zu trotzen, all diese Dinge können dem einzelnen ein Stück weit Gelassenheit und zuversichtliche Lebensfreude vermitteln. Wie immer freilich die Zufriedenheit und Lebensglück versprechende Mixtur aus alledem aussehen mag, hängt davon ab, was dem einzelnen als Lebensmittelpunkt, als zentral oder peripher gilt. Und dann ist da noch diese tiefe Ruhe, Freundlichkeit und die unerschütterlich wirkende heitere Gelassenheit, das In-Sich-Ruhen, das die allenthalben auftretenden Mönche vermitteln.

Sagaing liegt lange zurück, ebenso die »In-Wa-Brücke«, der einzige befahrbare Überweg über den Irrawaddy. Längst ist es taghell, allerdings weht der Fahrtwind noch recht kühl über das ungeschützte Oberdeck. Ich bin alleine hier oben und lasse die Landschaft zu beiden Seiten Revue passieren. Die Dörfer werden allmählich spärlicher und ärmlicher, der Boden sandiger und die Felder karg. Der Irrawaddy mag stellenweise deutlich breiter sein als ein Kilometer. Keine noch so kleine Welle zeichnet sich ab, nur das Schiff pflügt sich kraftvoll seinen Weg durch die spiegelglatte Fläche.

Es ist Anfang Dezember. Trockenzeit. Der Wasserspiegel ist seit dem Ende des Monsunregens - Anfang November - abgesunken. Die richtige Fahrrinne zu finden muß eine wahre Kunst sein, da es keine Markierung des schiffbaren Wasserwegs gibt. Das Boot bewegt sich gleichsam im Zickzack flußabwärts fort. Bis Anfang Mai, wenn die Hitzeperiode dann schlagartig von der Regenzeit abgelöst wird, wird sich dieser Zustand noch verschärfen - nicht selten laufen Boote dann auch auf Grund und sitzen tagelang fest.

Zur Regenzeit müssen sich gewaltige Wassermassen den Irrawaddy hinabwälzen, denn Dörfer und Felder sind weit hinter den Ufergürtel zurückversetzt. Sand beherrscht das Bild. Das Land, einstmals undurchdringlicher Dschungel, ist versteppt. Heißer, feiner staubiger unfruchtbarer Wüstensand und weitläufige Dünen drücken der Landschaft ihr Gepräge auf, vielleicht einmal unterbrochen durch ein paar ärmliche Zuckerrohrhalme, kümmerliche Sonnenblumen oder in der sengenden Hitze brütenden Toddi-Palmen, deren süßer Saft zu einem köstlichen Wein vergoren werden kann.

Wo ist der Kühle, Schatten und Feuchtigkeit spendende Regenwald abgeblieben? Von »Anawratha«, dessen Regentschaft 1044 begann bis Mindon Min, dessen

Amtszeit in der vorletzten Dekade des 19. Jahrhunderts endete, wurden riesige Paläste, hunderte von Klöstern und tausende von Tempeln errichtet. Alleine in Bagan sind noch heute über 2.200 Tempelanlagen und kleinere religiöse Kultbauten auf nicht mehr als 36 Quadratkilometern zu bestaunen, zu deren Errichtung entweder direkt Teakholz Verwendung fand - diese Gebäude sind längst untergegangen - oder aber Ziegelbauweise zur Anwendung kam. Für den Tropenwald sind beide Techniken gleich fatal, schließlich müssen Ziegel gebrannt werden ...

Dann folgte die britische Besatzungszeit, die in Burma rund 120 Jahre andauerte und das Land ausblutete. Neben Gold und Edelsteinen waren es wiederum die Edelhölzer, für deren Export besonderes Interesse bestand. Und noch heute zählt Holz zum Baumaterial par excellence. Seit dem generellen Einschlagverbot von Tropenholz in Thailand versorgt man sich dort gleichfalls mit laotischen oder burmesischen Ressourcen - Nachhaltigkeit einmal ganz lokal gedacht! Der Schwarzmarkt boomt, und auch in Europa finden Tropenhölzer wider besseres Wissen reißenden Absatz - vom Wohnzimmermobiliar über die Kajütenausstattung von Luxusyachten bis zum drei Mark billigen Schnittbrettchen in der Küche. Teak ist gleichermaßen universell einsetzbar: hart, wasserfest, dekorativ - drei kongeniale und zugleich ökologisch tödliche Eigenschaften, die dem Wald den Garaus machen.

Doch Ökologie ist eine janusköpfige Angelegenheit. Schließlich gilt es in Myanmar 46 Millionen Menschen zu ernähren. Dazu bedarf es einer Menge Ackerlandes. Und Urwaldböden sind erstaunlich unfruchtbar, sie ernähren sich zirkulär. Entfernt man Stämme, zerfällt der Boden in kürzester Zeit zu völlig unfruchtbarem Sand. Kaum ist ein Feld angelegt und zwei bis drei Ernten eingefahren, gilt es schon, neue Flächen zu roden.

Japan und Myanmar starteten in den vergangenen Jahren Wiederaufforstungsprogramme, doch der Erfolg ist sichtbar gering - sehr gering. Und das Interesse der Bevölkerung daran ebenfalls. Schließlich ist der langfristig zu erwartende, globale klimatische Nutzen - wenn er denn überhaupt eintreten sollte - eher abstrakt, so daß diesbezügliche Sorgen in den westlichen Industrienationen eher als exotische Spinnerei abgetan werden. Dies gilt andererseits gewiß *nicht* für die mit dem Regenwald verbundenen Nachteile. Neben dem Verlust von Ackerland ist es vor allem das »Dschungelfieber« - Gelbfieber, Fleckfieber und Malaria -, das in der Bilanz negativ zu Buche schlägt. Und ernten lassen sich die langsam wachsenden Teakholzstämme erst in 40 bis 50 Jahren - ein geringer Anreiz zur Wiederaufforstung in einem Land, in dem sich die mittlere Lebenserwartung nur auf gut 55 Jahre beläuft.

Als Faustformel bestätigt sich auch hier: Wo Transportwege bestehen, und seien sie noch so dürftig, gibt es keinen einzigen Teakholzstamm mehr. Mit der gesellschaftlichen Modernisierung, allem voran der Weiterentwicklung der Verkehrsinfrastruktur, wird sich das »Regenwaldproblem« bald von selbst erledigen.

Der Buddhismus bietet hier übrigens keinen Schutz. Er gebietet nämlich nur, Lebewesen zu schonen - Schlangen einmal ausgenommen. Ansonsten kann eine Sechskantmutter ebenso Sitz des Buddha sein wie ein Teakholzstamm. Allenfalls dem Bo-Baum¹⁶ wird magische Bedeutung beigemessen. Unter einem solchen hatte der vierte Buddha, Siddharta Gautama dereinst die Erleuchtung erlangt.

Im Animismus hätte der Wald ungleich bessere Überlebenschancen: Wenn alles und jedes von den Geistern der Ahnen und Urahnen beseelt werden kann - jede Blume, jeder Baum, jedes Tier - wenn so gut wie alles heilig ist, folgt daraus mit zwingender Logik, die belebte Umwelt mit besonderer Liebe und Sorgfalt zu behandeln. Die sprichwörtliche Schönheit - auch Naturschönheit - Balis legt bis zum heutigen Tag Zeugnis von der Wirksamkeit dieser Glaubensüberzeugung ab. Doch hier gelten andere Regeln, die es zulassen, daß immer größere Flächen in Steppe umgewandelt werden.

Die sozialistische Regierung ist um jede erschließbare Ressource froh. Es gehört bekanntermaßen nicht zu den besonderen Stärken von Planwirtschaften, ressourceneffizient zu wirtschaften. Die Militärregierung unter U Than Shwe hat es nicht nur in dieser Frage trefflich verstanden, Brücken zum Buddhismus und zu den Klöstern zu schlagen.

In Zeiten politischer Unruhe und bewaffneter Konflikte mit und zwischen Minderheiten, gewinnt gesellschaftliche Integration stark an Wert. Und wer könnte in diesem tiefgläubigen Lande die Menschen - bei aller ethnischer Vielfalt - besser binden als ein starker Buddhismus? Das führt zu dem scheinbaren Paradox, daß ungeachtet der zeitweisen Schließung der staatlichen Universitäten - die jungen, hochgebildeten Menschen sind hier wie dort die treibenden Kräfte kultureller Modernisierung - buddhistische Klöster, Schulen und Universitäten kräftig von staatlicher Seite unterstützt werden. Die politisch brisanten Lehrfächer bleiben dort freilich ausgespart. Wie von Zauberhand fügen sich das politisch Opportune und das gesellschaftlich Nützliche zusammen.

In geringer Entfernung taucht ein größeres Dorf auf. Am Ufer hat eine Vielzahl bunter Schiffe festgemacht. Etwas abseits baden zwei gefährlich dreinblickende Wasserbüffel im Uferschlamm. Sie werden bis heute zum Bestellen der Felder und als Zugtiere für die urzeitlich anmutenden einachsigen Lastkarren eingesetzt. An einer improvisierten Landungsbrücke tummeln sich die Menschen. Vor allem Frauen und Kinder sind es, die mit allerlei Eßbarem oder kunsthandwerklich hergestellten Waren auf das Anlegen des Schiffes und seiner hellhäutigen, kaufkräftigen Passagiere warten. Von aus Reisstroh geflochtenen Hüten über Holzschnitzereien bis zu kunstvoll hergestellten Lackdosen aus Bambus reicht das Sortiment. Vor allem aber dominieren handgewebte gemusterte Baumwolldecken mit roter Grundfarbe, das Stück zum Wucherpreis von 1.500 Kyat - eine burmesische Familie kann vom Erlös ein oder

zwei Wochen lang leben. Dabei ist es immer das gleiche: Man nimmt sich einen Preis vor, auf den man die Ware herunterhandeln möchte und ist dann überrascht, wenn das erste Gebot der Gegenseite um das Mehrfache unter dem selbstgesteckten Limit liegt. Was schmerzen schon sieben Mark? Das Gefälle von Preisen und Kaufkraft ist einfach kolossal. Zumeist scheitert ein Deal wirklich nur an den begrenzten Transportkapazitäten, denn die Waren sind liebevoll gestaltet und von solider handwerklicher Qualität.

Nach kurzem Halt geht die Fahrt weiter. Lange noch ist das Winken der bunten Mensentraube am Ufer zu sehen.

Unter das auf dem Oberdeck versammelte gute Dutzend Passagiere gesellt sich eine etwas verwegene, abgemagerte, freakige Natur. Der Geselle hat mit keinem der übrigen Passagiere Kontakt aufgenommen. Unser Eigenbrötler mag vielleicht Ende 40 sein. Er trägt eine zerschlissene Jeans und ein gebatiktes Muscleshirt. Seine Oberarme zieren einige kleine, dilettantisch wirkende Tatoos. Ober- und Unterarme weisen zahlreiche kleine Blutergüsse auf. Was die lange, zottelige Mähne vom Gesicht freigibt, wirkt sehnig, kantig, eingefallen. Er steckt sich eine Selbstgedrehte an. Seine Zähne, oder das, was davon übriggeblieben ist, wirkt wie eine ocker getünchte Hausfassade, unter deren abgebröckeltem Putz braune Ziegel zum Vorschein kommen. Von Zeit zu Zeit schnüffelt er an einem kleinen Päckchen mit einem feinen weißen Pulver. Ein andermal leckt er das, was davon an seiner Fingerkuppe haften bleibt, sorgfältig ab.

Sein Erscheinungsbild hebt ihn von dem der übrigen Reisenden deutlich ab. Myanmar wird nämlich fast ausschließlich von ›gutsituiertem‹ Publikum besucht, das der Mindestumtausch von 300 US \$ in »FEC«¹⁷ genannte Wertgutscheine - die Einheimischen nennen es selbst ›Monopolygeld‹ - nicht schmerzt. Es handelt sich dabei um eine Maßnahme, die dem Land reichlich Devisen bescheren soll, denn zur Touristenbeherbergung offiziell freigegebene Hotels, Flüge oder die Eintrittspreise zu Sehenswürdigkeiten sind ausschließlich in harter Währung - FEC oder \$ - zu bestreiten. Zum anderen verspricht sich die Regierung durch diese Maßnahme, Kurzzeittouristen oder ›Junk-Traveller‹ fernzuhalten. Allerdings werden die Kontrollen an den Grenzen nicht sehr konsequent durchgeführt und dem einen oder anderen gelingt es, ohne ›Spielgeld‹ einzureisen.

Sollte unsere Ikone aus längst verblaßten Hippie-Tagen in seinem Beutelchen Heroin mit sich führen, könnte das schlimmste Folgen nach sich ziehen. Die in allen asiatischen Ländern für Drogenbesitz üblichen, drakonischen Strafen, lassen freilich die Vielschichtigkeit, ja Doppelbödigkeit des Problems übersehen. Jede Gesellschaft trifft die manchmal nur mühsam nachvollziehbare Unterscheidung zwischen legalen, häufig auch legitimen und illegalen Rauschmitteln. Bei ersteren gehört der Genuß aller Schädlichkeit für den einzelnen oder die Gesellschaft zum Trotz, oftmals gerade-

wegs zum guten Ton. Man denke nur an die ›Verdauungszigarette‹ oder die in Westeuropa geltenden Trinknormen: Alle möglichen positiven wie unerfreulichen Anlässe - Geburtstage, Hochzeiten, Erfolge und Mißerfolge, Vatertage und so weiter und so fort - müssen standesgemäß begossen werden. Wenn man darin einen gesellschaftlichen Sinn und Zweck sehen möchte, dann trifft dies umstandslos auch für den harten Drogenkonsum zu. Burma etwa ist stark militarisiert. Seine Berufssarmee ist - gemessen an der Einwohnerzahl des Landes - mehr als doppelt so stark wie etwa die deutsche Bundeswehr. In einem Land, das als LDC¹⁸ zu den ärmsten der Welt zählt, ist das Steueraufkommen gering. Die paar Handvoll Touristen - gerade mal eine knappe fünfstellige Zahl jährlich - sind auch nicht so einträglich, um damit eine üppig bemante Armee zu unterhalten. Und ein schlecht besoldetes, unzufriedenes Heer ist unter den gegebenen politischen Bedingungen eine unberechenbare Größe. Auch die Kriege mit den großen Bergstämmen haben Kräfte gekostet und Ressourcen gezehrt. Mangels anderer lukrativer Exportgüter bedienen sich die Konfliktparteien gerne gewaschener Drogengelder zur Finanzierung der Kriegsführung. So ist es wenig verwunderlich, wenn Myanmar mehr als die Hälfte - manche sprechen gar von zwei Drittel - des Weltaufkommens von Opium produziert und auf den Weltmärkten in Umlauf bringt. Dieser Umstand unterstreicht, welche Doppelmoral hier am Werke ist: Drastische Strafen für private Dealer und Endkonsumenten machen das Geschäft gefährlich und das Gut Heroin knapp und teuer. Eine breit angelegte Liberalisierung hätte einen gegenteiligen Effekt, an welchem weder die Produzenten, Großhändler und Staaten rund um's ›goldene Dreieck‹ noch die westlichen Industrienationen ein Interesse haben. Von welchem Geld, wenn nicht von gewaschenen Drogenerlösen, könnten auf dem Weltmarkt die so dringend benötigten Waffen beschafft werden? Die in jeder Hinsicht zerrütteten Junkies sind auf diese Weise Spielball und Opfer lukrativer Finanz- und Waffengeschäfte. Auf ihnen ruhen einerseits die Lebens- ja Überlebenschancen der um das goldene Dreieck angesiedelten Staaten Burma, Thailand, Laos, China und ihrer Opiumbauern. Andererseits sind auch die Industrienationen, die, wie Deutschland, zu den weltstärksten Rüstungsexportländern zählen und in diesen Geschäftszweigen hunderttausende, wenn nicht Millionen von Arbeitsplätzen unterhalten, auf dieses gemeine Arrangement angewiesen.

Symbolisch werden für den ordnungshungrigen Bürger im Westen ein- oder zweimal im Jahr ›Poppy-Felder‹ verbrannt und das eine oder andere abgewirtschaftete Labor gesprengt, vor den laufenden Kameras und Mikrofonen der zu diesem Spektakel eingeladenen internationalen Medien. Daß die Bauern hinterher entschädigt werden, steht freilich auf einem anderen Blatt. Der westliche Anstandsbürger jedenfalls liebt solche Inszenierungen und die Produzentenländer können ihren Goodwill unter Beweis stellen und ihr Image aufpolieren.

Dereinst wurde sogar der Shan-Opiumkönig verhaftet. Doch irgendwie mochte

sich niemand so recht an seiner Festsetzung erfreuen. Auch das Auslieferungsbegehren der USA erfolgte irgendwie halbherzig, und bis es dann endlich soweit hätte sein können, war er längst entflohen und über alle Berge.

Die Freigabe des Heroinhandels und -gebrauchs und der Verzicht auf seine Kriminalisierung hätte kaum auszudenkende Folgen von weltpolitischer Tragweite: Für die durch den Preisverfall verarmenden Opiumbauern - sie wären gezwungen, auf andere Kulturen, etwa Getreidesorten - umzusteigen, auf die internationalen Finanzmärkte, auf die außen- und sicherheitspolitische Verschiebung von Kräfteverhältnissen, auf die Schwächung eines in vielen westlichen Ländern wichtigen Industriezweiges samt seiner Arbeitsplätze und Börsennotierungen und die Notwendigkeit, auf zivile Produktion umzusteigen. Nicht zuletzt liefe es auf den Wegfall von Beschaffungskriminalität und -prostitution in den Metropolen der Industrienationen hinaus.

Längst ist es Nachmittag geworden. Seit Stunden kreuzt die kleine Fähre im Zickzack der Fahrrinne durch den Irrawaddy. Das wenige, was an Grün an den Uferstreifen noch übrig geblieben war, verschwindet nun zur Gänze. Was bleibt, ist eine gespenstige Steppen- ja Wüstenlandschaft. Riesige Sanddünen, soweit das Auge reicht, dazwischen bestenfalls ein paar vertrocknete Halme. Kein Baum, keine Blumen oder Büsche weit und breit. Die Kargheit der Landschaft spiegelt sich auch in den Dörfern wider. Die wenigen Hütten sind ärmlich, viele in halb zerfallenem Zustand und nur notdürftig mit Stroh gedeckt. Bei den ausgemergelten Rindern und Wasserbüffeln treten die Rippen hervor, die Menschen wirken fast zerlumpt. Manchmal hat Armut den Anschein des Pittoresken. Doch der Schein trügt. Was für manchen Europäer als farbenfrohe, traditionelle Einfachheit aussehen mag, entpuppt sich bei genauer Betrachtung als nackter Überlebenskampf, als Hunger, Krankheit, Deklassierung einschließlich katastrophaler Wohn- und Hygieneverhältnisse. Wenn man nur bereit ist, diesen Perspektivenwechsel nachzuvollziehen, wird man erkennen: Von Idylle keine Spur!

Gewiß gibt es ein Sozialversicherungssystem. Doch es ist vergleichsweise rudimentär entwickelt. Es schließt neben unentgeltlicher medizinischer Versorgung - die freilich wegen grassierendem Ärztemangels vor allem auf dem Lande eher theoretischen Wert besitzt - nur Altersrenten für die erwerbstätige Bevölkerung ein. Für Arbeitsunfähige, chronisch Kranke, Behinderte oder aus anderen Gründen nicht Erwerbstätige sieht die Lage sehr ernst aus.

Die Altersrente macht nicht ganz die Hälfte des Lohnes aus. Klingt ganz gut. Wenn man aber bedenkt, daß das Durchschnittssalär nur bei täglich 50-150 Kyat liegt, ist das zum Überleben kaum genug. Nach wie vor spielen daher Nachkommen für die Alterssicherung eine bedeutende Rolle. Fünf bis acht Kinder dürften durchaus in der Norm liegen. Auf diese Weise wird die individuelle Daseinsvorsorge zur kollekti-

ven Belastung. Rund drei Prozent Bevölkerungswachstum pro Jahr lassen eine Verdopplung der Bevölkerung etwa alle 20 Jahre erwarten. Schon heute gibt es kaum genügend Arbeit für alle. Auch die Reisproduktion bereitet wegen der rasch verkarstenden Böden Probleme. Burma, dereinst weltgrößter Reisexporteur hat schon heute Probleme, seine eigene Bevölkerung mit diesem Grundnahrungsmittel zu versorgen. Ich habe wiederholt Klagen über steigende Reispreise gehört, was unter dem Eindruck der Asienkrise und des schwindstüchtigen Kyat darauf schließen läßt, daß bereits Reis importiert werden muß.

Armut nagt am Stolz eines Landes. Nicht wenige versuchen, durch Handaufhalten ihr Auskommen zu verbessern. Da westliche Reisende praktisch als unbegrenzt reich gelten, wird mit besonderem Eifer an touristisch bevorzugten Punkten gebettelt, wobei sich ein breites Spektrum von Bittstellern herauskristallisiert hat: Die junge, in rosarote Standeskluft gehüllte Nonne, die höflich zurückhaltend anfragt, ob man nicht eine kleine ›donation‹ machen möchte. Die kleine Gabe beantwortet sie mit einer kurzen, aber derart intensiven Stegreif-Zeremonie, daß es mir glatt die Sprache verschlägt. Da ist die zerlumpte Alte mit siechem Gesichtsausdruck und fatalem Haltungsschaden, der keine andere Wahl bleiben dürfte. Ebensovienig wie jenen Krüppeln, die sich allabendlich in Yangon's Schwedagon Paya¹⁹ einfinden, um sich von den Gläubigen speisen zu lassen. Der kleine Junge mit nagelneuem Elektrospielzeugauto, dessen Batterien offenbar nach Ersatz verlangen und der mir die offene Hand entgegenstreckt und dreist »Money« einfordert.

Kindern Geld zu geben ist irgendwie fatal. Wenn man in frühem Lebensalter lernt, durch Betteln mehr als die Eltern durch hartes Arbeiten verdienen zu können - viele weichherzige Reisende machen sich nämlich über die ›Höhe‹ des hiesigen Lohnniveaus gar keine Vorstellungen -, ist dies für das weitere Leben eine denkbar schlechte Motivation, für die Eltern der reinste Gesichtsverlust und Hohn für jedwede Gerechtigkeitsvorstellung. Bettelnde Kinder zu unterstützen ist aber auch deshalb problematisch, weil das Schulsystem - ein Relikt aus der englischen Kolonialzeit - keineswegs schlecht entwickelt ist und Perspektiven eröffnet. Einer vierjährigen Grundschulpflicht kann sich der Besuch einer Mittel- oder Highschool anschließen - alles unter staatlicher Regie und garantiert kostenfrei. Lediglich der Besuch von Universitäten ist von dieser Regel ausgenommen. Daneben besteht für junge Männer die Möglichkeit, sich als Mönch in Klosterschulen weiterzubilden, und die meisten Jungen machen von diesem Angebot wenigstens zweimal im Leben Gebrauch: Einmal als Novize im Jugendalter und einmal später als regulärer Mönch jenseits des 20. Lebensjahres. Neben der Erkenntnislehre des Buddhismus wird dort vor allem auf die Vermittlung englischer Sprachkenntnisse Wert gelegt. Weitergehende sozialpolitische Funktionen erfüllen die Klöster indessen nicht. Als Mönch wird nur akzeptiert, wer kräftig, gesund und intelligent ist und sich seinen Lebensunterhalt auch ander-

weitig verdienen könnte. So gesehen sind die Startbedingungen für junge Menschen aber nicht übel.

Auch der verbreiteten, oftmals nicht weniger dreisten Unsitte, »presents« für ohnehin entgeltspflichtige Dienstleistungen einzufordern, sollte man nicht nachgeben, auch wenn's dann manchmal etwas langsamer und mühsamer geht. Ganz besonders empfiehlt es sich, an den Flughäfen weder Gepäck noch Gepäckabschnitte aus der Hand zu geben, will man sich nicht solchermaßen unter Druck setzen lassen.

Bei einem meiner allabendlichen Besuche der Sule Pagoda in Yangon fiel mir ein junges Paar mit Kind auf. Der Mann mag Ende, die Frau Mitte zwanzig gewesen sein. Er mußte vor nicht allzu langer Zeit ein Bein verloren haben, denn er konnte sich, teils auf Krücken, teils von seiner Frau gestützt, nur sehr mühsam fortbewegen. Mit traurigem Blick sucht er seinen Geburtstags- den Mittwochs-Nat auf. Nats sind Geister, die von der gläubigen Bevölkerung fast ebenso verehrt werden, wie Buddha, auch wenn die ›Anhänger der reinen Lehre‹ das nicht gerne sehen. Nats sollen Glück bringen und Unheil abwenden. Der Buddhismus, eine rationale, abstrakte und vor allem im Hinayana schwer praktizierbare Erkenntnis-, Sozial- und Alltagsphilosophie ist vielen Menschen, so scheint es, zu abgehoben: Kein Gott, der gnädig gestimmt werden kann, der Schuld vergibt, der versprechen könnte, das Schicksal zu wenden. Was die Massen auch hierzulande brauchen, suchen und pflegen, sind Aberglauben, Götter, Geister und Dämonen zum Anfassen. Wesen, die, anders als das vergleichsweise nüchtere Symbol ›Buddha‹ das äußere Schicksal bestimmen und wenden können.

Die kleine Familie bietet einen erbärmlichen Anblick. Alles Grausen, alles Entsetzen steht in ihren Gesichtern geschrieben. Sie haben ein Dutzend kleiner Kerzen mitgebracht und vor seinem Nat angezündet. Er steht lange reglos da, seine Frau und das Kind knien zu Boden. Schließlich erhebt sie sich und beginnt an seiner Stelle den kleinen Nat zu waschen, so als wär's ihr eigenes Kind. Mit aller Liebe und Hingabe. Immer wieder schöpft sie frisches Wasser aus einem der dafür bereitgestellten Tröge, während er starr auf das Licht der allmählich abbrennenden Kerzen starrt.

Ein furchtbarer Anblick: Das Ende aller Träume, Hoffnungen, Pläne - keine Arbeit, keine Zukunft. Womit haben er und seine Lieben das Schicksal verdient? Was rechtfertigt ihre Not? Nichts. Nicht der Nat und nicht sonstwas. Wenn es wenigstens Kompensation gäbe, eine schmale Linderung der Not. Schutz vor dem freien Fall. Noch ist die Familie zu stolz, um zu betteln. Aber Stolz macht nicht satt...

Unterdessen ist es später Nachmittag geworden. Die Sonne senkt sich langsam über die Steppe am westlichen Ufer. Linker Hand taucht in der Ferne die goldene Spitze der Shwezigon Pagode von Nyanung U auf, dem Ende unserer Reise. Hinter Shwezigon und Nyaung U verbergen sich tausende von Tempeln und kleineren religiösen Bauwerken Bagans.

Was läßt die Menschen Tempel, Pagoden, Stupas und Klöster errichten? Die Machtdemonstration ihrer weltlichen Herrscher, die sich seit Menschengedenken mit dem Stigma religiöser Legitimation ausstatten? Nicht nur. Es ist die Idee von Glück, Segen, Gerechtigkeit, wenschon nicht im Diesseits, dann wenigstens im Jenseits oder im nächsten Leben. Vor allem aber ist es der Versuch, sich selbst eine Antwort auf die Frage nach Sinn zu geben, eine Projektion von Hoffnung und der Glaube an das Gute. Manche Stupas sind tonnenschwer mit Gold besetzt. Sie erinnern an bessere Zeiten, in denen Burma als reichstes Land Südostasiens galt. Shwe heißt Gold und irgendwie und trotz alledem ist alles ein wenig Shwe in diesem Land an den Ufern des Irrawaddy.

Anmerkungen

- 1 Sprich: ›Treischa‹.
- 2 Sprich: ›Mendeley‹.
- 3 Der Name des Staates wurde Mitte 1989 in Myanmar geändert.
- 4 Bis 1989 ›Rangun‹.
- 5 Sprich: ›Tschat‹.
- 6 Sprich: ›Zedscho‹.
- 7 Der Irrawaddy wurde gleichfalls umbenannt und heißt heute umständlich ›Ayyerwady‹. Ich verwende stets die ältere, einfachere Form.
- 8 Sprich: ›Ki Aun‹.
- 9 Cheroots sind parfümierte Zigarren minderer Qualität, die anstelle der unerschwinglich teuren Zigaretten von Männern und Frauen gleichermaßen geraucht werden.
- 10 Vorstufe des Erleuchteten, der versucht, seinen Mitmenschen zu helfen.
- 11 Die biographische Anhäufung guter und schlechter Taten.
- 12 Die Regentschaft dieses vorletzten burmesischen Königs dauerte von 1853-1878 u.Z.
- 13 Wickelrock, der von Männern (kariert) und von Frauen (geblümt) gleichermaßen getragen wird.
- 14 Sprich: ›Tschju Tschju Au‹.
- 15 Sprich: ›Plesent‹.
- 16 Eine Art ficus bengalensis.
- 17 Sprich: ›Effisii‹.
- 18 Least Developped Country, UN-Bezeichnung für die weltweit am stärksten unterentwickelten Länder.
- 19 Paya birmanisch für Pagode.